





Christopher Kloeble

# Wenn es klopft

Erzählungen

Deutscher Taschenbuch Verlag



Der Inhalt dieses Buches wurde auf einem nach den  
Richtlinien des Forest Stewardship Council zertifizierten  
Papier der Papierfabrik Munkedal gedruckt.

Originalausgabe

Juli 2009

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

[www.dtv.de](http://www.dtv.de)

© 2009 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer

Umschlagfoto: Corbis/zerfa/Shift Foto

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Gesetzt aus der Sabon 10,4/14,25

Druck und Bindung: Kösel, Krugzell

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-24720-7

Für Anna  
Für Antje



Man spricht immer nur von Leuten, die in Häuser einbrechen wollen. Aber es gibt mehr Leute auf der Welt, die aus Häusern ausbrechen wollen.

*Thornton Wilder*



## Vierundachtzig Schritte

Ich spreche ein Gebet in ihren Kopf. Das wird sie hören, solange ich es nur ernst genug meine, so ernst wie ein Kind, das nach seiner Mutter verlangt. Und genau das bin ich wieder, wenn ich auf diese Weise mit ihr spreche, ich bin zehn Jahre alt, und die Sonne versteckt sich vor mir.

Bis neunzehnhundertdreiundneunzig hatte der Sonnenaufgang noch seinen eigenen Klang. In den Stunden davor verschwand Segendorf, unser Ort, für einen, der es hören wollte, in der Nacht – abgesehen von dem Hof an der Ludwigstraße, auf dem ich mit meinen Eltern lebte, die sich frühestens um Mitternacht die Kehlen heiser schrien. Keine Tür, keine Wand war dick genug, wurde ich davon geweckt, war an Einschlafen nicht mehr zu denken, und trotzdem drückte ich oft das Kissen auf meine Ohren, schloss die Augen und atmete langsam und tief, wie man eben atmet, wenn man einschlafen will.

Weder wusste ich noch interessierte mich, worüber sie stritten, außerdem konnte ich sie kaum verstehen, ihre Worte blieben auf dem Weg zu mir an Balken und Dielen hängen, nur Laute drangen zu mir durch, so lange, bis ich mich irgendwann in die Bettdecke wickelte und zum Beten vor dem

Fenster Platz nahm, das in Richtung der Berge zeigte, hinter denen sich die Sonne versteckte.

Manchmal ließ sie sich lange bitten. Mit den ersten Sonnenstrahlen wurden meine Eltern dann leiser, bis ich sie gar nicht mehr hören konnte, und obwohl das Dorf jetzt aufwachte, Kühe blökten und Traktoren losknatterten, war das ein eigenartig beruhigender Klang, der mich noch etwas schlafen ließ, bevor ich zur Schule musste.

Mein Platz im Klassenzimmer war von meinem Bett aus genau neunhundertdreiundsiebzig Schritte weit entfernt; das machte tausendneunhundertsechsvierzig Schritte an einem Tag. Bis zum Bäcker waren es vierhundsiebzehn, bis zum Schuster zweihundertdreiundsiebzig, bis zu unserem Stall nur einundfünfzig, und drei weitere für jede Kuh. Bloß dreiundvierzig Schritte brauchte ich bis zur Schreinerei meines Vaters, noch lieber lief ich aber in die Küche zu meiner Mutter; hin brauchte ich nur halb so viele wie für den Rückweg.

Egal, wohin man wollte, in Segendorf blieb man auf jeder Strecke unter dreitausend Schritten. Und über jede einzelne machte ich mir eine Notiz; das nahm ich sehr ernst, und ich konnte es nicht ausstehen, wenn mich jemand beim Zählen durcheinanderbrachte und ich schätzen musste. Schätzen war kaum besser als Lügen. (Und das sah der liebe Gott gar nicht gern.)

Auf die Idee mit den Schritten hatte mich meine Mutter gebracht, wer sonst. Einmal war ich beim Versteckspiel von Hof zu Hof gerannt – jedes Bauerngrundstück war zur Haupt- und Ludwigstraße hin offen, es gab keine Zäune

oder Tore, man konnte es durchqueren, wann man wollte, und von dieser Möglichkeit machten vor allem wir Kinder Gebrauch –, ich war also über einen Hof gerannt, vor dem Stall ausgerutscht und mit dem Gesicht direkt in einem Kuhfladen gelandet. An den Geschmack kann ich mich zum Glück nicht erinnern, ich weiß nur noch, dass meine Mutter, als ich übel gelaunt nach Hause kam, mein Gesicht mit einem kratzigen Lappen sauber wischte und mir ein Stück Brombeerkuchen in den Mund schob, an dessen süßsauren Geschmack ich mich sehr wohl erinnere. Ich solle mehr auf meine Füße achten, bläute sie mir ein, und ich erwiderte kauend, dann bräuchte ich ja ewig, um wohin zu kommen. Darauf lachte sie, stopfte mir den Mund mit einem noch größeren Stück Brombeerkuchen und erklärte, Schritte seien wie Schafe. Zähle man sie, vergehe die Zeit, bis man dort ankam, wo man hinwollte, sehr viel schneller.

Wie langsam die Zeit vergeht, wenn man fast keine Schritte mehr macht, würde ich sie jetzt gerne fragen, wie lange dauert eine Stunde, wenn man in einem dunklen Krankenzimmer liegt, ein Loch in die Decke starrt und auf keine Frage und keine Bitte mehr reagiert, von niemandem, nicht einmal mir, wie lange braucht der Sekundenzeiger da für eine Runde?

Ehrlich gesagt, ich will es gar nicht wissen, mich interessiert nur, wie ich von hier weg komme, und eigentlich sollte das kein Problem sein – vom Haupteingang bis zu ihrem Bett habe ich vierundachtzig Schritte gezählt, mickrige vierundachtzig –, aber es geht nicht. Ich kann nur mit ihr abhauen, genau wie vor siebzehn Jahren, als wir das erste Mal zusammen im Krankenhaus waren und sie mich in ihrem Bauch

hinein- und in ihren Armen hinaustrug; daran erinnere ich sie, während ich mein Gebet spreche, und auch daran, als wir Eiszapfen von den Regenrinnen abbrechen und damit fochten, und wie man gegen das Zirpen der Grillen auf den Wiesen anschreien musste, welche Muster wir beim Odeln auf die schneeweißen Felder zeichneten, und wie sie mir eine Räuberleiter machte, damit ich hochsteigen, an den Ästen des Pflaumenbaumes rütteln und alle Pflaumen zum Fallen bringen konnte.

Als einmal jemand meinen Vater fragte, was er an ihr am meisten schätze, sagte er: ihre Unberechenbarkeit. Und auf die Frage hin, was ihm am wenigsten an ihr gefalle, kam seine Antwort keinen Deut langsamer: ihre Unberechenbarkeit. Dann beugte er sich vor, hob geheimniskrämerisch eine Hand vor den Mund und verglich seine Ehe mit einem Apfelbaum, der nur wenig von den Gesetzen der Jahreszeiten halte. An machen Tagen im tiefsten Winter hingen pralle Früchte an seinen Ästen, an anderen im Frühling verweigere er jede Andeutung einer Blüte, und an wieder anderen im Sommer schüttele er sich wie aus einer Laune heraus und entledige sich all seiner Blätter.

Bei der Sonntagsmesse, zum Beispiel, trug meine Mutter von allen Bäuerinnen die höchsten Absätze.

»Um dem LIEBEN Gott möglichst nah zu sein«, sagte sie zu den anderen Frauen, die den Kopf schüttelten.

»Und um ein Stück weiter von denen entfernt zu sein«, flüsterte sie mir zu.

Das mit Schminke gemalte weiße Kreuz und rote Herz auf ihrer Stirn hatte rein gar nichts mit der Schweizer Flagge zu tun, wie manche Nachbarn fälschlicherweise glaubten, sondern war ihre Botschaft an die Welt, so klein die in unse-

rem Dorf auch sein mochte. Obwohl sie mir oft genug erklärte, wie genau diese Botschaft lautete, habe ich das nie richtig verstanden. Nach ihren Ausführungen schwirrte mir bloß der Kopf vor lauter Fremdwörtern: Institution, ostentativ, essenzielle Affektiertheit, Obolus – für mich waren das merkwürdige Geräusche, keine Wörter. Gelernt hatte sie die in einer winzigen Nebenkammer der Stube, fast schon ein Abstellzimmer, in dem ein klobiger Holzofen neben einem Sessel mit kaputten Sprungfedern stand. Drum herum überall Bücher. Atlanten, Reiseführer, Taschenbücher, Ausstellungskataloge, Romane und was weiß ich noch alles türmten sich vom Boden bis zur Decke, und wollte sie ein Buch von weiter unten lesen, musste ich ihr helfen, einen der Stapel anzuheben. Schon seit ich mich erinnern kann, wünschte sie sich von meinem Vater, dass er ihr ein paar Regale zimmerte, aber sobald sie ihn einmal darauf ansprach, schob er wichtigere Arbeiten vor, weshalb sie im Oktober, wenn die ersten, schweren Regenwolken an den Bergen hängen blieben und es tagelang schüttete, viel Wert darauf legte, dass in dem Holzofen ein Feuer brannte, um die Feuchtigkeit aus der Kammer fernzuhalten. In den Augen meines Vaters, hatte sie mir erklärt, gelte das als Verschwendung von Brennholz. Er sage das nur deshalb nicht laut, da er befürchte, sie werde dann wieder mit den Regalen anfangen.

Von meiner Mutter wusste ich auch, dass meinem Vater für jedes Thema, das er nicht ansprach, ein Barthaar spross. Und er trug einen so dichten Vollbart, dass er mithilfe von etwas Kreidestaub aussah wie der dünne Zwillingbruder des Nikolaus. An jedem sechsten Dezember stapfte er, in einen mit Schafswolle gefütterten Ledermantel gehüllt, von Haus

zu Haus durch den Schnee in unserem Dorf. Ein Kissen für die angemessene Wampe vor den Bauch gespannt und einen Sack voller Geschenke auf dem Rücken, ausgerüstet mit einem selbst geschnitzten Wanderstab und einem goldenen Buch voller blanker Seiten, spielte er den Nikolaus für alle Kinder, deren Eltern ihn dafür bezahlten.

Ich bekam ihn umsonst; obwohl ich mit zehn Jahren schon lange nicht mehr an den Nikolaus glaubte, und auch nicht ans Christkind, und noch weniger an den Osterhasen. Der Einzige, den es wirklich geben musste, war der liebe Gott. Sonst wären wir drei nicht jeden Sonntagmorgen auf den Traktor gestiegen, auch bei Dunkelheit und minus achtzehn Grad im Winter, und mit zwanzig Stundenkilometern Spitzengeschwindigkeit in den Nachbarort gezuckelt, zur Kirche. Ein Auto besaßen wir nicht. Dafür sechsundzwanzig Milchkühe, eine schwankende Anzahl an streunenden Katzen, die besonders gern in unserem Heuschober Junge warfen, acht Hühner, einen Hahn und einen türkisgrünen Traktor, der mich während der Fahrt so durchschüttelte, dass sich meine Pobacken danach taub anfühlten.

Trotz des Schleichtempos schaffte ich es nicht, die Schritte von unserem Hof bis zur Kirche zu zählen. Ich konzentrierte mich auf die Streifen in der Straßenmitte und schlug immer zwischen zweien die Zähne zusammen, klack, und ich forderte mich heraus, klack, wenn es mir nicht gelänge, klack, das bis zu unserem Ziel durchzuhalten, klack, würde etwas Schlimmes passieren, klack, zum Beispiel die Sonne nie mehr aufgehen, klack, und dann könnten meine Eltern nicht wissen, klack, wann die Nacht zu Ende wäre, klack, und müssten bis in alle Ewigkeit streiten, klack, klack, klack.

Mein Vater gab mir einen Klaps auf den Hinterkopf und meine Mutter küsste mich genau auf diese Stelle. Niemand redete. Wir rollten die Landstraße entlang, der Wind in meinem Gesicht war eisig, ab und zu überholte uns ein Wagen mit viel Gehupe, und ich machte weiter klack in meinem Kopf.

Hinten. Neunzehnhundertdreiundneunzig, an einem Sonntag im November, ich weiß noch, es war ein Sonntag im November, zwei Wochen nach meinem zehnten Geburtstag, nahmen wir in der Kirche zum ersten Mal hinten Platz, neben den Leuten, die zu spät kamen. Dabei gehörten wir zu den Pünktlichen. (Unser Traktor brauchte zwar seine Zeit, aber jedes Mal die gleiche; bei Glatteis fuhr er nicht langsamer und bei Sonnenschein nicht schneller.) Normalerweise saßen wir in der ersten, zweiten, höchstens in der dritten Reihe, niemals weiter vom Altar entfernt. Zuerst dachte ich, dass mein Vater sich mit meiner Mutter nicht nach vorne trauen würde; abgesehen von ihren hohen Absätzen und der geschminkten Stirn trug sie an diesem Sonntag einen purpurroten Mantel, in dem sie leuchtete, als wäre die restliche Welt ein Schwarz-Weiß-Film. Aber es war meine Mutter, die ihn nach dem Bekreuzigen auf die vorletzte Sitzbank zog; ihm blieb gar nichts anderes übrig, als ihr zu folgen.

Mir gefiel das nicht. Meine Mutter versteckte sich nicht im Schatten der Empore, der Altar dort vorne war die größte Bühne in unserer Gegend, und meine Mutter hätte versuchen müssen, ihr möglichst nah zu sein.

»Warum willst du nicht vor?«, fragte ich sie.

»Weil man hier ganz neue Perspektiven gewinnt«, lautete ihre Antwort.

Perspektiven – wieder so ein Geräusch. Bevor ich fragen konnte, was sie damit meine, kam der Pfarrer auf uns zu und begrüßte uns. Als später die Orgel über unseren Köpfen zu spielen begann, sah ich, wie meine Mutter den Kopf zur Seite drehte und dem Orterer am rechten Ende unserer Bank zulächelte. Mit der einen Hand hielt er seinem Sohn Manfred, meinem Klassenkameraden, das Gesangbuch, die andere lag im Schoß seiner Frau, die in einem Rollstuhl neben ihm saß. Und er lächelte zurück. Ich fand sein Lächeln furchtbar, ich fand, es war das hässlichste Lächeln, das ich je gesehen hatte. Kein Wunder, dass er bei der Müllabfuhr arbeitete, Menschen mit einem so hässlichen Lächeln hatten nichts Besseres verdient, als dauernd stinkenden Abfall herumzuschleppen.

An dieses Lächeln musste ich als Erstes denken, als ich am nächsten Tag von einer Stubenfliege geweckt wurde, die sich immer wieder auf mein Gesicht setzte. Es wäre mir lieber gewesen, ich hätte den Orterer in der Kirche gar nicht bemerkt. Beim Gedanken an ihn fühlte ich mich unwohl, mein Kopf war schwer, ich fragte mich, ob ich krank wurde. Die Fliege landete auf der Matratze dicht vor meinem Gesicht, und ich beobachtete, wie sie ihre Beinchen aneinanderrieb, als freue sie sich auf einen Leckerbissen. Ich hielt den Atem an, holte vorsichtig aus, um die Matratze nicht zu erschüttern, und schlug so heftig zu, wie ich konnte. Als ich meine Hand, gespannt auf das Ergebnis, wegnahm, zuckte die Fliege noch mit ihren – recht zerknitterten – Flügeln. Schnell griff ich nach einem Taschentuch und zerdrückte sie damit. Und das tat erstaunlich gut.

An diesem Morgen tötete ich fast dreißig Fliegen. Bewaffnet mit zwei Fliegenklatschen, lief ich um unseren Misthaufen, pro Schritt ein Hieb, atmete wegen des Jauchgestanks durch den Mund und sammelte meine Beute in den Hosentaschen. (Nicht umsonst zählte ›Das tapfere Schneiderlein‹ zu meinen Lieblingsmärchen.)

Zufrieden zählte ich auf dem Weg zurück über den Hof die einundfünfzig Schritte ab, und gerade, als ich bei zwanzig angelangt war, hörte ich ein Fahrzeug an der Hauptstraße halten. Ich ging nachsehen. Der knallorange Transporter der Müllabfuhr stand zur Hälfte auf dem Bürgersteig. Soeben eilte meine Mutter auf ihn zu. Die Fahrertür öffnete sich – der Orterer. Wieder mit so einem grässlichen Lächeln. Sofort ließ meine Mutter die Papiermülltonne stehen. Als sie ihn erreicht hatte, ergriff er die Hand meiner Mutter, legte sie sich an die Wange und schloss die Augen.

Ich rannte zur Werkstatt, trommelte gegen die Scheiben. Das Kreischen der Kreissäge erstarb, Schritte näherten sich, das Gesicht meines Vaters erschien hinter dem Fenster, er trug plüschige Ohrenschützer.

»Was?«

Als er an mir vorbeisah, wurde mir klar, dass meine Mutter mir gefolgt war.

Jetzt schlug mein Vater gegen die Scheibe. »Was ist denn?«

Ich glaube, wäre in diesem Moment der Orterer aufgetaucht, ich hätte meinem Vater von ihm erzählt. Doch er kam nicht. Da stand nur meine Mutter, die Arme merkwürdig gelassen hinter dem Rücken verschränkt, und fixierte mich. Was wollte sie?

»He!« Mein Vater hatte seine Ohrenschützer abgenommen und das Fenster geöffnet. »Bist ja kreideweiß.«

Im Hintergrund heulte der Motor des Mülltransporters auf, als er weiterfuhr, und das entspannte mich ein wenig.

»Hab dich lieb«, sagte ich zu meinem Vater. Das Erste, was mir einfiel.

»Dich auch«, murmelte er und schloss das Fenster. Gleich darauf setzte erneut das Kreischen der Kreissäge ein.

Meine Mutter wollte ihre Hände auf meine Schultern legen.

Ich wich ihr aus.

Zu meinem Baumhaus waren es neunundfünfzig Schritte.

Zum Beten war es zu kalt. Die Arme um die angezogenen Beine geschlungen, kauerte ich in einer Ecke meines Baumhauses, das mein Vater vergangenen Sommer für mich gezimmert hatte. Durch die Ritzen und Spalten drang kühle Luft. Über mir hing ein Spinnennetz in Fetzen; von seiner Architektin keine Spur. Ich schlug die Zeit tot, indem ich grübelte, ob jeder Schritt mit einem ihrer Beine für sich allein zählte, wie bei Menschen, und, falls nein, ob sie insgesamt mehr oder weniger Schritte bräuchte als ich, um in mein warmes Zimmer zu gelangen.

Jemand klopfte von unten an das Baumhaus.

»Bist du da?«, rief meine Mutter.

Der Baum ächzte, ich spürte, wie er sanft hin und her schwang, die Spinne über mir verkroch sich in einem Astloch, und dann stieg meine Mutter zu mir in den Ausguck. Schweigend setzte sie sich mir gegenüber, blies sich eine Haarsträhne aus dem geröteten Gesicht. Dann lehnte sie sich vor und hielt mir ihre offene Hand hin, eine Hand, mit der sie wahrscheinlich den Orterer berührt hatte.

Durfte ich jetzt schon nachgeben?

Bevor ich mich für etwas Falsches entscheiden konnte, rückte ich zu ihr und schmiegte mich an sie. Das fühlte sich immer richtig an.

Nach einer Weile wies sie mich auf die vielen Löcher und Ritzen im Baumhaus hin, durch die man nach draußen schauen konnte. Wäre es nicht furchtbar, sagte sie, wenn jedes Gebäude nur ein einziges Fenster besäße, nur eine einzige Perspektive auf die Welt? Schon seit sie denken könne, sei ihr Bedürfnis nach neuen Perspektiven größer gewesen als das der meisten Leute, sie brauche einfach mehr Fenster in ihrem Haus, um glücklich zu sein, flüsterte sie mir ins Ohr. Und da ich als Zehnjähriger nichts von Metaphern verstand, beruhigten mich ihre Worte ungemein; schließlich war das Anfertigen von Fenstern – wie ich aus eigener Erfahrung wusste – für meinen Vater eine leichte Übung.

In der Schule erlöste mich sechs Stunden und rund tausendeinhundert Schritte später das metallisch scheppernde Bimmeln der Schulglocke vom Religionsunterricht, und ich verließ das Klassenzimmer, in Vorfreude auf Kaiserschmarrn mit Puderzucker und Apfelkompott, unser Montagsgericht, als ich meinen Vater sah, der am Ausgang auf mich wartete.

Dass er mich noch nie von der Schule abgeholt hatte, ließ er sich nicht anmerken, und verhielt sich stattdessen, als wäre es schon immer so gewesen, begrüßte mich, indem er mir wortlos durchs Haar fuhr, und machte mir dann Zeichen, ihm zu folgen. Und auch wenn mich das ziemlich verwirrte, ließ ich es mir doch gefallen, neben meinem großgewachsenen Vater durch die Schar der aus dem Schulgebäude strömenden Kinder zu schreiten, von denen die meisten den Heimweg allein antraten.

Er führte mich zu der nahe gelegenen Eislaufbahn, die bereits vor meiner Geburt stillgelegt worden war, und wir nahmen in der vordersten Reihe der morschen Holztribüne Platz. Unkraut hatte die Fläche vor uns in Besitz genommen, die früher von Eis überzogen gewesen war, gelber Flächenpilz und Moos wucherten auf den Sitzbänken. In der großen Pause rauchten hier heimlich Jugendliche aus der Oberstufe. Jeder wusste das.

Mein Vater zupfte an seinem Bart und fragte: »Geht's gut?«

Ich nickte vorsichtig.

»Heute früh«, sagte er, »was war da los?«

Damit er nicht in meinem Gesicht lesen konnte, beugte ich mich über meinen Schulranzen und spielte mit dem Verschluss.

»Mama hat irgendwas gemacht, oder?«

Lasche auf, Lasche zu, Lasche auf – er fasste mich, seltsam sanft, am Kinn und drehte meinen Kopf zu sich, sodass wir einander in die Augen sahen; erst jetzt bemerkte ich, dass seine feucht waren.

»Manchmal tut sie Dinge, die kann man nicht verstehen. Die versteht sie selbst nicht.« In seiner Hand hielt er mit einem Mal ein Stofftaschentuch und schnäuzte sich; seine Nase war rot wie nach ein paar Gläsern Schnaps.

Ich beobachtete eine Träne, die sich von seinen Wimpern löste, die Nase entlangperlte und im Dickicht seines Bartes verschwand. Dabei weinte mein Vater niemals, nicht einmal, wenn er sich bei der Arbeit einen Spreißel einzog oder sich schnitt, mein Vater weinte nie, und als er jetzt genau das tat, war das die schlimmste und wunderbarste Sache, die ich mir vorstellen konnte. Und so beschwerte ich mich